

16.12.2002

Einübung in das Gemeinwesen

Unangenehme Situationen: Performance der Wiener Künstlergruppe gelatin in der Schirn Kunsthalle

Unmerklich gleiten wir hinüber in die Welt von gelatin. Am Ende des langen Ostflügels der Schirn Kunsthalle, in der zur Zeit wegen Ausstellungsvorbereitungen nur ein paar Bretter und Podeste stehen, erreichen wir eine abgetrennte Kammer, die wie ein Materiallager anmutet. Eine unaufgeräumte Werkbank steht in der Mitte, auf der ein Overheadprojektor „Wir lieben Euch“ an die Wand wirft. Von einer riesigen Kiste bedrängt, nehmen wir eng zusammengepfercht Platz, während vier Männer in bizarr zugerichteten Unterhosen die letzten Vorbereitungen treffen. Die Wiener Künstlergruppe gelatin, die seit 1995 zusammenarbeitet, ist zu Gast in Frankfurt. In der Reihe „Forum002“ gibt ihre Vortrags-Performance einen Vorgesmack auf die für den kommenden Sommer geplante Schirn-Ausstellung „Auf eigene Gefahr“ und einen Einblick in ihre Arbeit.

So gefährlich wie auf der Expo 2000 in Hannover, wo sie einen unterirdischen Raum entwarfen, zu dem man durch einem langen Tauchgang Zugang finden konnte, geht es in Frankfurt jedoch nicht zu. In unangenehme Situationen bringen Wolfgang Gantner, Ali Janka, Florian Reither und Tobias Urban das zahlreich erschienene Publikum dennoch.

Zentraler Bestandteil des Abends ist ein Diavortrag, im lockeren vertrauten Plauderton gehalten, mit Bildern früherer Aktionen der Gruppe, wie dem lebendigen Wasserbecken aus fettleibigen Menschen oder der Gestaltung einer Discogrube in Liverpool. Stets drängen sich dabei die Körper eng aneinander, bilden größere architektonische Einheiten, die in der

Tat atmen und leben, während vor den Augen der Zuschauer ein Bauwerk entsteht, das bis unter das Dach der Schirn Kunsthalle reicht. Latte für Latte, Seitenteil für Seitenteil errichten die vier mit Hilfe von Elektroschraubern eine Art Baumhaus. Ihre Füße haben sie dabei auf hochhackige Plateau-Pumps geschnallt, wodurch jeder ihrer Schritte halsbrecherisch sein könnte. Kleinere Ausrutscher werden schon mal dadurch verhindert, daß sich die Pfennigabsätze einfach unter die Sprossen der Leiter klemmen.

Aus zunächst disparaten Eindrücken, die oft vollkommen versponnen erscheinen, webt sich allmählich ein engmaschiges Netz von Bezügen, das die Live-Aktion mit den Video- und Diabildern sowie den realen mit dem imaginären Raum verknüpft. Die roten und blauen Schlafanzüge, die, mit Weihnachtsmannmützen drapiert, eine Wand des Raumes zieren, tauchen später in ihren Bildern aus China wieder auf, das sie anlässlich der Biennale in Schanghai bereist haben. Auch dort bauten sie ein Haus, während sie in Korea eine Rakete errichteten, die sie zur Venus fliegen sollte. Bei gelatin könnten Kinderphantasien wahr werden.

Zum ersten Höhepunkt des Abends kommt es schließlich bei der Tombola, bei der sich auch die Bindfäden, die von Anfang an scheinbar nutzlos um die Beine der Akteure gewickelt waren, als zentral entpuppen. Die Lotteriekügelchen nämlich haben sich drei der vier Männer in Kondomen verpackt in den Hintern geschoben, woraus sie nun von einer Zuschauerin herausgezogen werden müssen. Das gibt nicht nur einen Knall, sondern

zieht auch die entsprechenden Gerüche nach sich. Aus den beiden gezogenen Zahlen ermittelt ein Helfer anschließend mehrere Kombinationen, woraufhin die stolzen Gewinner ihre Preise überreicht bekommen.

Was des öfteren an diesem Abend auf den ersten Blick wie ein regressives Spiel pubertierender Jungs anmuten mag, hat doch Methode. So ist in Freuds psychoanalytischer Gedankenwelt die anale Phase eng verknüpft mit dem ersten Geschenk des Kindes an seine Eltern. Kulturanthropologisch gilt sie als erste Phase des Schenkens und Gebens. Damit kommen wir dem Universum von gelatin, in dem vieles beim platten Wortsinn körperlich genommen wird, ziemlich nahe. Kann man ihre Performance in der Schirn doch auch als Einübung in eine mögliche Ökonomie des Gemeinwesens verstehen: als Herausbildung einer sozialen Formation mit ihren und unseren Körpern als elementaren Bausteinen.

Dabei sind die Grenzen zwischen Kunst und Leben ebenso fließend wie der Urin, den sie am Schluß in einer großen Fontäne vom Dach ihres himmelstürmenden Baumhauses herunterrinnen lassen. Auf jeder Stufe des fragilen Bauwerks hat sich ein lebender Wasserspender postiert, der, Höschen runter, in einen Eimer uriniert, den sich der eine Etage tiefer Postierte zu Beginn der Performance auf den Kopf geschnallt hat. Daß der Urin dabei durch ihre Körper hindurch fließt, wie sie behaupten, ist zwar nur metaphorisch zu verstehen. Als Bild für eine Vernetzung von Körpern, für einen Austausch von Stoffen, aus denen das Leben ist, taugt es jedoch vortrefflich. GERALD SIEGMUND